

BLÄTTER

aus dem

MAX-SAMUEL-HAUS

Rostock

Nr. 28

Februar 2005

Daghani-Ausstellung der Stiftung für Eisenplastik - Sammlung Dr. Hans Koenig, Zollikon/Schweiz, und der University of Sussex, Brighton/Großbritannien

VERFOLGT - GEZEICHNET

Als erste Auslandsstation präsentiert das Max-Samuel-Haus eine Ausstellung, die dem Werk des Malers Arnold Daghani gewidmet ist. Damit wird die langjährige Auseinandersetzung mit der Kulturlandschaft Bukowina fortgesetzt. Bisher machten wir unser Publikum in Lesungen, Vorträgen, Seminaren, Ausstellungen und Aufführungen bekannt mit den Dichtern Paul Celan, Rose Ausländer, Itzig Manger, Elieser Steinberg, Josef Burg, Edgar Hilsenrath.

Der 1909 in der damals zu Österreich-Ungarn gehörenden Bukowina geborene Arnold Daghani wuchs im stark antisemitisch beeinflussten Rumänien auf. Er wurde wie andere Künstler der Region Czernowitz geprägt von der Bukowina als einem Kulturland, in dem jüdische, deutsche, slawische Kulturen und Sprachen und eine Vielzahl von Religionen miteinander umgehen gelernt hatten.

Der junge Künstler wurde 1942 in das ukrainische Ghetto Michajlowka deportiert. Als Zwangsarbeiter mußte er für eine deutsche Firma unter Leitung der „Organisation Todt“ im Straßenbau arbeiten.

In dieser Zeit schuf Daghani Zeichnungen vom Lageralltag. Dieser Werkzyklus und das in Michajlowka entstandene Tagebuch sind erhalten geblieben. Sie werden heute vom Center for German-Jewish Studies der University of Sussex als Arnold-Daghani-Collection wissenschaftlich betreut. Die Tagebücher wurden 2002 unter dem Titel „Laßt mich leben!“ von Felix Rieper und Mollie Brandl-Bowen herausgegeben. Das Buch enthält außer den – ursprünglich in englischer Sprache notierten und

1947 in Bukarest in rumänischer Fassung erschienenen – Aufzeichnungen Listen von Opfern, Zeugenaussagen, Korrespondenzen und kommentierende Beiträge.

Mit der im Sommer 2004 in der Villa Meier Severini, dem Sitz der Stiftung für Eisenplastik - Sammlung Dr. Hans Koenig eröffneten Ausstellung wurde erstmalig auch das zeichnerische Werk Daghani zugänglich. Ca. 30 Aquarelle und Zeichnungen sowie Fotos und Dokumente sind im Max-Samuel-Haus zu sehen.

1943 war Daghani die Flucht aus dem Ghetto gelungen. Er tauchte bis zum Kriegsende in Rumänien unter, emigrierte 1958 nach Israel, lebte dann an der Cote d'Azur und von 1970-77 in Jona am Zürichsee. Er malte und schrieb, aber eine künstlerische Anerkennung blieb ihm verwehrt. 1985 verstarb Daghani in England.

Zeit seines Lebens blieb er belastet von seinen furchtbaren Erinnerungen. Sein spätes Werk kreist immer wieder um die Shoa. Immer wieder überarbeitete er Bilder und Aufzeichnungen, um die Verbrechen zu dokumentieren, die Täter zu benennen und um an die Opfer zu erinnern, die Würde von geschundenen Menschen zu bewahren.

Zur Eröffnung der Ausstellung am 16. Februar 2005 sprechen Senator Sebastian Schröder, Mitglied des Stiftungsvorstandes, und Helmut Braun, Vorsitzender des Beirates der Rose-Ausländer-Stiftung. Die Ausstellung ist bis zum 10. Mai jeweils von Montag bis Donnerstag 10.00 bis 16.00 Uhr geöffnet.

Frank Schröder

Eine Kindheit in Rostock

An was wir uns erinnern, das ist „Geschichte“ geworden. Ereignisse, Erfahrungen und Fakten, auf die wir zurückblicken, an die wir uns erinnern, sind die Wegmarken am Rand des Pfades zum besseren und stetig sich erweiternden Verständnis dessen, was als „Leben“ benannt wird.

Nicht alles, was in meinen Erinnerungen auftaucht, ist spezifisch für die seinerzeitige Seestadt Rostock mit ihren 100.000 Einwohnern. Vieles ist typisch für die sogenannte damalige Zeit, diese Zeit meiner Kindheit, für den allgemeinen Stand der Technik, für die politischen Verhältnisse, für die nach eher strengen Regeln aller Art funktionierende Gesellschaft. Seither - seit meiner Kindheit - haben sich das gesellschaftliche Umfeld, die Leitbilder, das Gefühl für Entfernungen und die technischen Möglichkeiten weltweit drastisch verändert.

Albrecht Josephy-Hablützel

Erinnerungen an Rostock - ohne Heimweh

Meine Rostocker Erinnerungen liegen in den Dreißigerjahren des 20. Jahrhunderts, welche meine Kinderjahre waren: etwa 1930 bis zur Kristallnacht im November 1938. Das ist die Zeit, als wir geächtet waren und verachtet werden mußten, ausgeschlossen und abgedrängt wurden. Als kleiner Junge verstand ich damals überhaupt nicht richtig, was es bedeutete, einen nichtarischen jüdischen Vater und die jüdische „Oma Schwiegermutter“ an der Kaiser-Wilhelm-Straße 37 sowie eine arische evangelische Mutter und eine „Oma Willert“ an der Wismarschen Straße 44 zu haben. (Ungeheuerlich, wie Deutschlands Bürger seinerzeit auf Grund von staatlichem Recht und Gesetz kategorisiert und diffamiert wurden.) Pastor Behm an der Nikolaikirche war in unserer Familie mehr präsent als die Synagoge an der Augustenstraße.

Mein Elternhaus muß ich eindeutig im „gutbürgerlichen“ Milieu ansiedeln. Die Weltanschauung meines Vaters, Richard Josephy, war zu einem guten Teil in der Antike verwurzelt, mit lateinischen Zitaten gab er ihr Ausdruck - auch eine Erinnerung. Ich als Lateinerknirps bekam zu hören: *Tempora mutantur, et nos mutamur in illis* - Die Zeiten ändern sich, und wir ändern uns mit ihnen. Das dürfte stimmen. Denn „Erinnerungen“ an einen Lebensabschnitt sind nicht einfach Abbildun-

gen oder Spiegelbilder einer real durchlebten Vergangenheit, die das eigene Wesen nachhaltig geprägt hat. Auch die „Prägung“ vermischt und verändert sich subtil mit jedem späteren Erlebnis, mit jeder nachfolgenden Erfahrung.

Aber was passierte denn im Dritten Reich?

Die Flaggenfarben Schwarz-Weiß-Rot und Blau-Gelb-Rot wurden gegen Hakenkreuze ausgetauscht; nach dem Absingen der Nationalhymne „Deutschland über alles“ wurde das Horst-Wessel-Lied angestimmt; einen „Guten Tag“ zu wünschen, „Tsch“ zu sagen, kam aus der Mode - als Gruß, mündlich ebenso wie im Schriftverkehr, gab es nur noch „Heil H...“; Schilder mit dem zum Befehl gemachten Hinweis „Juden unerwünscht“ wurden angebracht, und plötzlich durfte mein Vater nicht mehr zu Flint gehen, wo es den guten Baumkuchen gab. Der Wortschatz des Dritten Reiches wurde mit Bezeichnungen wie „die Partei“, Parteigenosse, SA, SS, HJ, BdM, KdF, arisch/nichtarisch, völkisch, Anschluß, Rasse usw. erweitert. Vorher hatte ich nur Abkürzungen wie Schupo (Schutzpolizei) und Sipo (Sicherheitspolizei) gekannt. Ja, das war das mentale und sprachliche Umfeld, das wie ein Krake den Alltag zunehmend durchdrang.

An unendlich viel kann ich mich auch sonst erinnern: Schule, Freunde, meine Schwestern, Verwandte, Orte, Begebenheiten...

Fräulein Rose Dähn und Fräulein Sachse führten eine private Grundschule an der Paulstraße, im gleichen Haus, wo ich bereits bei „Tante Mieze“ Marie Bloch im Kindergarten gewesen war. Fräulein Dähn hatte ihren Schülern auf einer Postkarte aus ihrem Griechenlandurlaub geschrieben, die Steine würden unter der Sonne dort so heiß werden, daß man Spiegeleier braten könne. Hochinteressant war die Schulstunde, als ein Mann seine Fledermäuse im Klassenzimmer fliegen ließ; wir staunten, daß sie nirgends anstießen. Aufregend war es, als wegen Scharlach das Schulgebäude desinfiziert werden mußte; wir Kinder hatten ein paar schulfreie Tage.

Nach drei Jahren Grundschule ging es am Gymnasium mit Latein los. Zusammen mit den Eltern wurden die Lehrbücher eingekauft. Wir trugen Klassenmützen; welche Farbe den Sextanern zugeeignet war, weiß ich aber nicht mehr. Mit meiner Knabensopranstimme sang ich im Schulchor - welche „Ehre“. Bald jedoch wurden die Klassenmützen abgeschafft, und die Schulabschlußfeier mit Preisverteilung in der Aula wurde ersetzt durch den Aufmarsch in Reih und Glied vor dem Gymnasium und das Aufziehen der Hakenkreuzfahnen.

Weitgehend unbeschwert und unbehelligt feierten wir Freunde - Bodo, Heini, Ernst-Albrecht, Theo,

Klaus - unsere Geburtstage. Die Mütter sorgten für Kakao, Kuchen, Erdbeeren und für Spiele, bis die Freunde, nun bei den „Pimpfen“ eingespannt, nach und nach ermahnt wurden, mich nicht mehr einzuladen und nicht mehr mit mir zu spielen; aber da gab es hier und dort Widerstand!

Die Jahreszeiten in Rostock erlebte ich als kleiner Junge als in sich geschlossen und voneinander abgegrenzt. *Frühling* war gleichbedeutend mit blühendem Rotdorn und Prunus, mit dem Ausflug zu den Anemonen im Pölchower Wald, mit lauwarmen Maitagen, mit dem Sahneeis, den Karussells und den sensationellen Buden und Ständen am Pflingstmarkt, mit den Schwaaner Spargeln, mit Maischollen. - Der *Sommer* begann mit Erdbeeren, die mit Milch und Zucker so wunderbar schmeckten; an schönen Sommertagen fuhren wir nach Warnemünde in die Badeanstalt mit der Rutschbahn. Irgendwann kamen die Zirkusunternehmen Sarrasani, Krone und Hagenbeck mit Völkerschau und bewunderten Dompteuren in die Stadt. - Im *Herbst* brieten wir an einem Waldrand ausgebudelte Kartoffeln. Im Tierpark faszinierte die Dahlienschau. Als Kostbarkeit galten die echten Kastanien, die wir im Barnstorfer Wald fanden, weil wir wußten, wo die Edelkastanienbäume standen. (In Basel werden die Eßkastanien aus der Süd-schweiz als „heiße Maroni“ auf der Straße verkauft - nichts von Kostbarkeit!) - Erinnerungen an Schnee und kalte Tage im *Winter* verbinden sich mit dem Schlitteln am „Berg“ der Talstraße oder mit dem Schlittschuhlaufen auf den zugefrorenen Warnowwiesen bei Dalwitzhof, wo ein Apfel am Stiel, umhüllt von rotem hartem Zuckerguß, den Hunger stillte.

Bevor die „gute alte Zeit“ zu Ende ging, bekamen wir Kinder unsere besseren Kleider aus der „Hamburger Kinderstube“, welche Zeeck im Sortiment führte, und der Bäcker füllte den mit dem Schriftzug „Graf-Schack-Straße 8“ bestickten Stoffbeutel, der am Abend an die Haustürklinke gehängt wurde, mit frischen Brötchen zum Frühstück.

Zu „meinem“ Rostock gehört ebenfalls das 4711-Kölnisch Wasser, das Parfüm meiner Mutter, oder das Odol-Mundwasser aus dem seltsam geformten Fläschchen, wie es unverändert noch heutzutage im Verkauf ist. Wir liebten den Schokoladen- und Pralinenladen des Herrn Huchthausen im Erdgeschoß des Hauses an der Steinstraße, in welchem sich auch die Kanzlei meines Vaters befand. Die Teufelskuhle am Wall, ganz nahe beim Kröpeliner Tor, war mir unheimlich, weil meine abergläubische Tante Hede, eine unverheiratete Schwester meiner Mutter, vom Mitternachtsspuk erzählte.

Der Straßenverkehr war unvorstellbar gering, und deshalb war es ungefährlich, auf meinem „Holländer“, diesem vierrädrigen Kindergefährt, gesteuert mit den Füßen auf der drehbaren Vorderradachse, zu Tante Hede und „Oma Willert“ in der Kröpeliner-Tor-Vorstadt zu fahren, dorthin, wo es hinter dem Haus einen langgestreckten Garten gab mit Hühnerstall, Herzkirschen- und Birnbäumen, Stachelbeeren sowie Weintrauben an der sonnseitigen Wand einer Laube mit Klapptüren.

Immer mehr Vorboten einer „neuen“ Zeit machten sich bemerkbar. Stolz war man, und sogar ich als kleiner Junge, auf den ersten Teil des Dramas, auf den Aufstieg. Gleichzeitig erinnere ich mich, wie das Alltagsleben neben dem gewohnten Gang und neben dem, was man eigentlich gerne als positiv hätte bezeichnen mögen, auch eine unbehagliche Seite zu entwickeln begann. Meine Mutter machte mit mir einen Tagesausflug, von KdF (Kraft durch Freude) organisiert, nach Potsdam zum Schloß Sanssouci des Alten Fritz. Winterhilfeabzeichen wurden zugunsten bedürftiger Volksgenossen verkauft. Wir spielten mit kleinen Fallschirmen und mit kleinen Fliegerbomben, die mit Knallkapseln bestückt werden konnten. Die Heinkelwerke brachten Arbeit und Verdienst in die Stadt (- und wenige Jahre später Unglück und Verderben).

Fackelmärsche durch Rostocks Straßen, Sieg-Heil-Gebrüll und Großveranstaltungen munterten auf und schüchtern ein. Die Uniformen der SA-Männer, Arbeitsdienstgruppen und NS-Jugendorganisationen wurden Bestandteil des Straßenbildes. Es wurde verboten, mit dem Volksempfänger ausländische Radiosender einzustellen. Es wurde verboten ... befohlen ... verboten ... befohlen ... Im Rückblick stellt man fest: Das Zeitalter der Diktaturen strebte seinem verruchten Höhepunkt zu, der Niedergang war noch nicht in Sicht.

Albrecht Josephy konnte wie seine Schwestern 1938 in die Schweiz gebracht werden. Heute lebt er in Riehen bei Basel. Als Mitglied des Fördervereins ist er dem Max-Samuel-Haus eng verbunden.

Sein Vater, Rechtsanwalt Richard Josephy, kam 1944 bei einem Bombenangriff auf Rostock ums Leben. Als Jude war es ihm verboten, einen Luftschutzbunker aufzusuchen.

Die Mutter, Melitta Josephy, lebte bis 1945 mit der jüngsten Tochter in Rostock und ging dann nach Westdeutschland.

URSULA HOFFMANN 1921-2004

Wir werden heute Abschied nehmen von Ursula Hoffmann.

Jeder von Ihnen und Euch wird das auf seine eigene Weise tun müssen, in der lebendigen Erinnerung an eine aufrichtige Frau, die ihre Überzeugungen lebte.

Wir bewunderten an ihr den Mut und die Zuversicht, mit der sie – bis zuletzt – gegen Krankheit und Tod das Leben vertrat.

Ursel – wie wir sie nannten – wurde am 3. März 1921 in Rostock geboren. Sie entstammte einer seit Generationen in Mecklenburg ansässigen jüdischen Kaufmannsfamilie. Ihr Großvater, Siegmund Bernhard, hatte 1890 die traditionsreiche Bürstenfabrik B. J. Bernhard aus Dargun nach Rostock verlegt. Der streng religiöse Großvater war von 1900 bis 1923 Vorsitzender der Jüdischen Gemeinde Rostocks. Unter seiner Leitung wurde 1902 die erste Rostocker Synagoge geweiht.

Abschied von einer aufrichtigen Frau und warmherzigen Freundin

Ursel wurde als ältestes Kind der Eheleute Arnold Bernhard und Emma Hess geboren. Sie und ihre jüngeren Geschwister Jürgen und Hanni wuchsen im großelterlichen Giebelhaus in der Schnickmannstraße 9 auf. Der Haushalt wurde, dem Verständnis ihres Großvaters entsprechend, nach den traditionellen jüdischen Vorschriften geführt. Auch Ursels Mutter Emma kam aus einer traditionellen Parchimer jüdischen Familie.

Ursel besuchte das städtische Lyzeum. Gleichzeitig war ihr durch den jüdischen Religionsunterricht und die Teilnahme an den Festgottesdiensten die Synagoge – in der ihr Großvater Siegmund bis zu seinem Tode 1934 Ehrenvorbeter blieb – ein vertrauter Ort. Als knapp 12jährige erlebte Ursel 1933 den Machtantritt der Nazis. Für sie begannen die

schmerzlichen Erfahrungen, in der Schule von Mitschülern gehänselt und von Lehrerinnen ungerecht behandelt zu werden. In ihrem alltäglichen Lebensumfeld tauchten immer häufiger Schilder auf „Für Juden verboten“.

Mit 14 Jahren begann Ursel eine kaufmännische Lehre bei den Rostocker EMSA-Werken. Die Firma gehörte dem damaligen Vorsitzenden der Jüdischen Gemeinde Rostocks, Max Samuel, einem Freund ihres Vaters. Bis Januar 1938 besuchte sie die Kaufmannsschule der Mecklenburgischen Industrie- und Handelskammer, legte auch die Abschlussprüfungen ab. Der offizielle Abschluss als „Kaufmannsgehilfe“ war ihr nicht mehr möglich, da sie in einem jüdischen Geschäft gelernt hatte. Bei Max Samuel blieb Ursel bis zum November 1938 als kaufmännische Büroangestellte. Eine schnelle Auffassungsgabe, Anpassungsfähigkeit, Geschick und Zuverlässigkeit zeichneten bereits die 16jährige aus.

In diesen Jahren musste sie miterleben, wie ihre gutbürgerliche Familie schrittweise deklassiert wurde. Die jetzt von ihrem Vater geleitete Firma B. J. Bernhard musste zwangsverkauft werden, ihre Mutter richtete in der Schnickmannstraße – auch zur materiellen Absicherung der Familie – einen jüdischen Mittagstisch ein. Ihr Vater übernahm im Frühjahr 1938 den Vorsitz der Rostocker Jüdischen Gemeinde.

Ursel erlebte im Oktober 1938 mit, wie ihr Vater sich das Recht erkämpfte, die an die polnische Grenze zu deportierenden Ostjuden zu begleiten. Sie war erschüttert über den schon nach wenigen Tagen um Jahre gealterten Vater. Am 10. November 1938 musste sie mit ansehen, wie Nazihorden ihr Zuhause in der Schnickmannstraße zerstörten, demolierten und wie ihr Vater inhaftiert wurde.

Diese Bilder im Kopf und die Ungewissheit über die Zukunft der Eltern und der Großmutter im Herzen – alles das nahm sie Ende November 1938 mit in die englische Emigration. In Manchester schloss Ursel sich, die früher schon in der jüdischen Jugendbewegung mitgearbeitet hatte, der Freien Deutschen Jugend, dem antifaschistischen Bündnis der Emigrationsjugend an. Hier lernte sie auch den emigrierten deutschen Jungkommunisten Ernst

Hoffmann kennen, schätzen und lieben. Sie heirateten, und mit ihrer Tochter Ruth kehrte die junge Familie Ende 1946 aus der englischen Emigration nach Deutschland zurück – nach Ost-Berlin in die Sowjetische Besatzungszone.

Ihre Eltern und die Großmutter hat Ursel nie wieder gesehen. Langsam erst setzten sich dann für Ursel, für ihre in Israel lebende Schwester Hanni und ihren in England gebliebenen Bruder Jürgen die einzelnen Informationen über das Schicksal der Eltern und der Großmutter zu einem Gesamtbild zusammen. Eltern und Großmutter waren im Juni 1943 aus Rostock nach Theresienstadt deportiert worden. Dort ist die 88jährige Großmutter Opfer der erbärmlichen Lebensumstände geworden. Vater und Mutter wurden Ende 1944 in das Vernichtungslager Auschwitz deportiert und dort vergast.

Vier Jahrzehnte später begann Ursel diese Erlebnisse, die durch Familie und Beruf, durch politische Entwicklungen und äußere Zwänge in den Hintergrund gerückt waren, in einer ihr ganz eigenen Art weiterzugeben, zu erzählen. Sie suchte vor allem das Gespräch mit jungen Menschen, um ihnen nahe zu bringen, was sie selbst als 17jährige erlebt hatte.

Besonders denke ich an 1992, als Ursel zusammen mit Mia Findling aus Argentinien im Goethe-Gymnasium in Rostock viele, viele Stunden auf einem Gesprächsforum geduldig Fragen über Fragen der Schüler mehrerer Klassen beantwortete.

Es war die Gedenkwoche zum 50. Jahrestag des Beginns der Deportation von Juden aus Mecklenburg ins Vernichtungslager Auschwitz gewesen. Ursel fand dort Worte, die ihre Empfindungen, ihren Schmerz und ihre Hoffnungen beschrieben, und mit diesen Worten erreichte sie die jungen Menschen. Sie ließ sie erkennen, welches ihre Überzeugungen sind und wofür sie sich verantwortlich fühlt. Es war bemerkenswert, dass Ursel – so schien es – zu ihrer Enkel-Generation besonders leicht Zugang fand.

Sie führte fort, womit sie begann, damals in England – und zusammen mit Ernst, der sie in ihrem Tun immer wieder bestärkte. Er ist aus

diesem Prozess gar nicht wegzudenken. Unzählige Begegnungen und Gespräche mit ihren eigenen Kindern und Enkelkindern, mit Freunden und immer wieder jungen Menschen haben sich uns eingeprägt.

So war es nur naheliegend, dass Ursel und Ernst Hoffmann sich im Jahresbeginn 1990 sehr aktiv an der Gründung der „Vereinigung für jüdische Geschichte und Kultur in Rostock“ beteiligten und dass Ursel seit Gründung im Sommer 1991 dem Stiftungsvorstand des Max-Samuel-Hauses / Stiftung Begegnungsstätte für jüdische Geschichte und Kultur angehörte.

Am 2. September 2001 ehrten wir Ursel mit dem „Herbert-Samuel-Preis für besondere Verdienste bei der aktiven Förderung von Toleranz“. Was kann die Begegnung von Menschen ersetzen, wenn es um die Herausbildung von Toleranz geht? Wir ehrten Ursel deshalb, weil sie dieses Prinzip der Begegnung mit ihrer ganzen Persönlichkeit, ihrer Menschlichkeit verkörperte.

Im September 2004 wurde in Rostock die neu errichtete Synagoge und das jüdische Gemeindezentrum geweiht. Ursel selber konnte nicht dabei sein, aber ihr Sohn Hans war dort. Auch für seine Mutter übergab er dem Vorsitzenden der Jüdischen Gemeinde Rostocks, Juri Rosov, ein Bild seines Großvaters, dessen Namen der Förderverein trägt und auch eine Straße in der Stadt.

Dem Vergessen und Verdrängen zu begegnen, bleibt unsere gemeinsame Aufgabe.

Ursel, Du hast es uns vorgelebt, warst uns eine kluge Beraterin und eine warmherzige Freundin. Wie gut Du uns zuhören konntest, wie viele Gedanken und Vorschläge Du uns auch aufgeschrieben hast, weil der Weg nach Rostock Dir schließlich zu beschwerlich wurde.

Ich werde sicher noch manches Mal Rücksprache mit Dir halten, denn in meinem Herzen bewahre ich Dich – mir – und uns.

Ursel, wir danken Dir, und wir vermissen Dich.

Ulrike Oswald
Vorsitzende des Stiftungsvorstands

Trauerrede am 1. November 2004 in Berlin

Stolpert man wirklich über Steine?

Im Internet findet man innerhalb Deutschlands mittlerweile 45.500 Eintragungen unter dem Begriff „Stolperstein“. Dabei reicht die Vielfalt dieser Stolpersteine von Spielfilmen mit diesem Titel über den Themenkreis „behinderte Menschen und ihre Schwierigkeiten in einer Welt voller Hindernisse“ bis hin zum großen Thema „Stolpern um zu erinnern“.

12. Rostocker Stolperstein wird im Frühjahr gesetzt

In Deutschland gibt es bis heute über 3000 solcher Erinnerungen vor allem an jüdische Menschen, die dem Terrorregime der Nationalsozialisten zum Opfer fielen. Allein in Hamburg liegen 750. Oft sind es berühmte Menschen, die viel für die deutsche Gesellschaft getan haben. Doch wer sagt, daß so etwas nur für berühmte Einwohner dieses Landes gilt? Jedes zerstörte und ausgelöschte Leben war und ist ein großer Verlust. Daran sollen nicht nur Steine, auch Messing- und Granitplatten erinnern.

In Rostock begann der Verein der Freunde und Förderer des Max-Samuel-Hauses e.V. mit diesem Gedenken im Jahr 2001. Das Max-Samuel-Haus startete das Langzeitprojekt „Stolpersteine“. Jeder jüdische Bürger dieser Stadt, der sein Leben im Nationalsozialismus verloren hat, soll einen Stein erhalten. Es sind über 80 Personen der damaligen jüdischen Gemeinde Rostocks, denen man so, meist vor ihren damaligen Wohnhäusern, ein Stück Erinnern schenken will. Und gerade deshalb steht auf den Steinen nicht viel Text, nur: Name, Geburtsjahr, Todesjahr, Art und Ort des Todes. Der Passant soll hierüber geistig ins Stolpern geraten, zum Nach- und Weiterdenken angeregt werden. Verschiedene Überlegungen und Debatten über Schriftart, -größe und -tiefe, Gesteinsart gaben den Stolpersteinen ihr heutiges Aussehen. Eines stand allerdings für alle Initiatoren von Beginn an fest: Dieses Projekt sollte gänzlich durch die

Spenden interessierter Bürger, Vereine und Institutionen getragen sein. Die Hansestadt Rostock unterstützt unser Projekt zwar durch die kostenlose Einbringung der Steine in die Bürgersteige, es fließen aber keinerlei öffentliche Mittel in die eigentliche Projektumsetzung.

Bisher konnten wir für folgende Menschen Stolpersteine setzen:

META HIRSCH
Stephanstraße 3

RICHARD SIEGMANN
Straßenbahnhaltestelle Neuer Markt

MARTHA SCHOEPS
Wismarsche Straße 13

MARTIN LEVY
Wendenstraße 2

RUTH ZUCKERMANN
Altschmiedestraße 26

Prof. Dr. HANS MORAL
Friedrichstraße 28

Dr. FRANZ JOSEPHY
Gerichtsgebäude August-Bebel-Straße

RICHARD JOSEPHY
Graf-Schack-Straße 8

MARIE BLOCH
Paulstraße 5.

Die Rostocker Reformpädagogin Marie Bloch leitete ab 1910 in der Paulstraße 5 den ersten Fröbelschen Kindergarten in Mecklenburg. 1942 wurde sie nach Theresienstadt deportiert. Seit 1988 trägt der Kindergarten am Beginenberg ihren Namen, Träger des Kindergartens ist heute die Volkssolidarität. Der Kreisverband Rostock-Stadt der Volkssolidarität stiftete den Stolperstein für Marie Bloch als Erinnerung an „Tante Mieke“.

Im Frühjahr werden anlässlich des 60. Jahrestages der Befreiung die Steine gesetzt für:

Dr. HANS LINDENBERG
Schröderplatz 1a

PAULA BLACH
Patriotischer Weg 16

Dr. EDITH JOSEPHY
Universitäts-Kinderklinik.

Hans Lindenberg, bis 1933 in Rostock als „Armenarzt“ bekannt, wurde im Vernichtungslager Auschwitz vergast. Paula Blach, Inhaberin eines Uhrengeschäftes, gehörte am 10. Juli 1942 zu den ersten aus Rostock nach Auschwitz deportierten Jüdinnen und Juden. Die Kinderärztin Edith Josephy verließ 1935 Rostock, arbeitete dann im Jüdischen Krankenhaus Berlin und starb kurz vor der Befreiung in den Gaskammern von Auschwitz.

Zur Finanzierung konnten neben Rostocker Firmen wie der RSAG bzw. Vereinen und Institutionen wie dem Rotary Club, dem Anwaltsverein, den Mitarbeitern des Landgerichts, der Volkssolidarität und dem Max-Planck-Institut für Demographie auch bürgerschaftlich engagierte Einzelspender aus Bremen, Berlin, New York, Jerusalem und nicht zuletzt Rostock gewonnen werden.

So erfolgreich der Beginn unseres Projektes auch war, so sehr beschäftigte viele von uns doch der Gedanke, ob sich das Anliegen unseres Vorhabens auch über einen längeren Zeitraum transportieren läßt. Und wie ist das mit den Bürgern und Besuchern Rostocks? Werden sie dieses Stück an besonderer Erinnerungskultur annehmen?

Ja, es funktioniert. Immer ein kleines Stück mehr rückt die Geschichte dieser Menschen in das Bewußtsein der Bewohner unserer Stadt.

So melden sich einzelne Spender, um an einen Ermordeten zu erinnern. Lehrer werden aufmerksam auf diese Art des Gedenkens. Die Stolpersteine dienen als Anschauungsmaterial aktiver Erinnerungskultur und veranlassen Schüler, selber mal zu schauen und zu fragen, was Menschen dieser Stadt über die vor ihren Füßen liegenden Steine und die darauf festgehaltenen Daten wissen. So gab es schon Straßenumfragen, Stadtrundgänge zur jüdischen Geschichte Rostocks mit Halt an einigen Steinen und auch Fotoworkshops.

In unserem letzten polnisch-deutschen Jugendbegegnungscamp im Sommer 2004 in Rostock gestalteten 20 mit Fotoapparaten ausgestattete Jugendliche 4 Wandzeitungen zu persönlichen jüdischen Lebensgeschichten der Stadt. Mit wenig Technik, vielen Geschichten und einem Stadtplan ausgestattet zogen sie los und haben durch ihr Wissen und viel Phantasie eindrucksvolle Bilder gemacht und diese mit viel Sorgfalt in sehr anschaulichen Tafeln verarbeitet.

„Erinnerungskunst – Kunst des Erinnerns“ lautet deshalb auch der Titel des diesjährigen Jugendprojekts in Zusammenarbeit mit dem Stephan-Jantzen-Gymnasium Rostock / Lichtenhagen und der dort beschäftigten und sehr engagierten Lehrerin Gundula Richter. Wir werden mit den Jugendlichen lokal, regional, national und international schauen, wie, wo und an was erinnert wird. Hauptaugenmerk liegt dabei auf der Erinnerung an die Opfer des Holocaust, Opfer anderer politischer Regime und Gedenken an Persönlichkeiten. Internationale Beispiele dienen somit vor allem als Vergleich und als Beispiel, um „über den Tellerrand hinaus“ zu schauen.

Stolpert man denn wirklich über Steine? Oder stolpert man eher über sein eigenes Gedächtnis, seine Verantwortung und auch über sein eigenes Leben?

Kathrin Wenzel/Wolfgang Weiskirchen

500 EUR kostet eine dieser Steinplatten, die von dem Maler und Grafiker Rando Geschewski gestaltet werden. Wenn Sie sich an der Aktion (auch gern mit einer Teilsumme für einen Stein) beteiligen wollen, richten Sie Ihre Spende bitte an den

Förderverein Max-Samuel-Haus, Kennwort „Stolpersteine“

Kontonummer 182 0028 Bankleitzahl 1309 0000 Volks- und Raiffeisenbank Rostock.

Auf Wunsch erhalten Sie eine Spendenbescheinigung.

„Gebirtigs Welt“ in der Alten Synagoge Krakow am See

In Kraków entstanden – in Krakow ausgestellt

In Krakow am See ist in den vergangenen Jahren die Synagoge zum Kulturzentrum geworden. Der Kulturverein Alte Synagoge Krakow am See bietet Urlaubern und Einheimischen ein umfangreiches Programm. Die Besucherzahlen zeigen, wie wichtig dieses kulturelle Angebot für die Region ist.

Zwischen dem Kulturverein in Krakow und dem Max-Samuel-Haus bestehen seit vielen Jahren gute Beziehungen. Das Max-Samuel-Haus organisierte Lesungen, Konzerte, Workcamps, Ausstellungen, z.B. 1996 „Jüdisches Leben in Mecklenburg – 130 Jahre Alte Synagoge Krakow am See“. Im vergangenen Herbst wurde die Zusammenarbeit mit einer gemeinsamen Ausstellung vertieft. Vom 17. Oktober bis 23. November 2004 wurden in der Krakower Synagoge Schülerarbeiten unter dem Titel „Gebirtigs Welt“ gezeigt.

Die Ausstellung hat eine längere Vorgeschichte: Sie war entstanden im Rahmen des internationalen Jugendprojektes „Wochn fun bitochn – Wochen der Hoffnung“. Es hatte im Jahr 2000 mit einem Workshop begonnen, in dem die beteiligten Jugendlichen aus Deutschland, Polen und Israel Lieder des jiddischen Volksdichters und -sängers Mordechaj Gebirtig erlernten und dabei etwas über sein Leben und Wirken erfuhren. Ein Jahr später, im Sommer 2001, folgte eine Reise nach Krakau, deren Ziel es war, sich mit der Welt Mordechaj Gebirtigs, dem jüdischen Kazimierz, in künstlerisch-gestalterischer Form zu beschäftigen. Deutsche und polnische Schüler im Alter von 14-18 Jahren arbeiteten gemeinsam unter Anleitung der polnischen Kunsterzieherin Dorota Brewczynska. Mit viel Phantasie und Kreativität, mit unterschiedlichen Techniken und Motiven entstanden interessante und überraschend gute Ergebnisse. Abschließender Höhepunkt dieser Woche war die Eröffnung einer Ausstellung der Arbeiten in einem Krakauer

Künstlerkeller. Im Herbst des Jahres 2001 wurden die Arbeiten in Rostock im Max-Samuel-Haus ausgestellt.

Während einer weiteren Projektwoche waren im Sommer 2003 die polnischen Partner bei uns zu Gast. Gundula Richter vom Stephan-Jantzen-Gymnasium, die zu den Initiatoren dieser Projekte gehört, und ich fuhren gemeinsam mit den polnischen Betreuerinnen, Urszula Sienczak und Dorota Brewczynska, nach Krakow am See. Neben einem Ausflug rund um den See stand selbstverständlich ein Besuch der Synagoge auf unserem Programm. Bei der Führung und im Gespräch mit Annerose Wendt, der Vorsitzenden des Kulturvereins, entstand die Idee, diese Arbeiten aus dem polnischen Kraków im deutschen Krakow in einer ehemaligen Synagoge zu zeigen. Als Zeitpunkt bot sich der Herbst an, damit diese Ausstellung in den Tagen um den 9. November einen Bezug zur jüdischen Geschichte herstellt.

In einer sehr gelungenen Präsentation, die von Klaus Tiedemann (Max-Samuel-Haus) und Annerose Wendt (Krakower Kulturverein) gemeinsam erarbeitet wurde, erfuhren die Bilder erneut Beachtung. Etwa 200 Besucher sahen die Ausstellung, darunter Krakower Schüler, aber auch ein Besucher aus New York, der ins Gästebuch schrieb: „It is very nice to see that Jewish culture in Germany will not be forgotten“. Dieses Erinnern an jüdische Geschichte und Kultur ist das Anliegen solcher Projekte und Ausstellungen.

Das Max-Samuel-Haus und der Kulturverein Krakow werden die gemeinsame Arbeit auch in Zukunft fortsetzen. Zur Zeit ist in der Krakower Synagoge eine Ausstellung mit grafischen Arbeiten des jüdischen Künstlers Josef Elgurt aus Riga zu sehen, die im vergangenen Jahr bereits in Rostock gezeigt wurde.

Annemarie Schröder
Schatzmeisterin des Fördervereins